

CARMEN LOBATO

DIE STADT DER  
SCHWEIGENDEN  
BERGE

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe Februar 2015

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2015 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Ein Projekt der AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51455-9

2 4 5 3 1

*Für Detlef,  
der ein Recht auf seinen Namen hat*



»Wer sich der Vergangenheit nicht erinnert, ist  
verurteilt, sie zu wiederholen.«

GEORGE SANTAYANA,  
»THE LIFE OF REASON«

»Drei Äpfel fielen vom Himmel: der erste für den, der  
erzählt, der zweite für den, der zugehört, der dritte  
für den, der verstanden hat. So schließen die meisten  
armenischen Märchen.«

OSSIP MANDELSTAM,  
»DIE REISE NACH ARMENIEN«



# ERSTER TEIL



»Wer ist denn der, der sich mit ihm an Königswürde  
messen könnte  
Und zu sagen vermag wie Gilgamesch:  
Ich, ja, ich bin der König?«

»GILGAMESCH-EPOS«,  
ERSTE TAFEL, VERSE 45 – 47





BERLIN  
NOVEMBER 1930

**V**erflucht, so komme ich nicht weiter!«  
Als sie die Seite umblättern wollte, bemerkte Amarna, dass sie keine Ahnung hatte, was sie in den letzten fünfzehn Minuten gelesen hatte. Abrupt schlug sie die kostbare Faksimile-Ausgabe mit den Abschriften der Tontafeln zu. Der Knall war so scharf, dass der einsame Kommilitone, der fünf Lesetische weiter vorn saß, zusammenzuckte. Pikiert drehte er sich um und schob seine Brille auf dem Nasenrücken auf und ab.

Was er dachte, konnte Amarna hinter der bleichen Haut seiner Stirne lesen: Wer ist nur auf die Schnapsidee gekommen, Frauen in die Universität zu lassen?

Nun schön. Mit derlei Gedanken war das Milchgesicht weder sonderlich originell noch mehr wert als ein Achselzucken. Spätestens seit die Physikerin Lise Meitner vor vier Jahren zur Professorin ernannt worden war, waren Frauen aus der Berliner Universität nicht mehr wegzudenken. Amarna hatte andere Sorgen. Sie schrieb an ihrer Magisterarbeit und trat seit einer

geschlagenen Woche auf der Stelle. Seit sie in einem archäologischen Fachartikel, der aus der Zeit vor dem Krieg stammte, jenen Hinweis entdeckt hatte, war sie besessen davon.

Sie konnte an nichts anderes mehr denken. Es war, wie wenn sie Appetit auf die zarten, mit Zitronencreme gefüllten Pfannkuchen der Bäckerei Thomke hatte – das Gefühl, sonst nichts schlucken zu können und verhungern zu müssen, solange sie keinen solchen Pfannkuchen bekam. »Du bist wie dein Vater«, pflegte Merten, ihr Taufpate, mit eingekniffener Wange zu sagen. »Als er noch aktiver Archäologe war, hob er nie mehr als ein einziges Loch aus, an dem er grub und grub, bis er etwas fand oder in die eigene Grube stürzte. Es schlicht an einer anderen Stelle zu versuchen wäre ihm nie in den Sinn gekommen.« Mit einem Seufzen stand Amarna auf. Merten hatte recht. Eher würde sie in ihre eigene Grube stürzen, als von diesem Loch zu lassen, also sah sie besser zu, dass sie etwas fand. Ihre Magisterarbeit drängte. Merten konnte sie nicht selbst dabei betreuen, und Professor Geest, der Kollege, der auf sein Drängen eingesprungen war, hatte für Frauen an seiner Fakultät so wenig übrig wie das pikierte Milchgesicht. Wenn Amarna die gesetzten Termine nicht einhielt, würde er ihr mit Vergnügen einen Strick daraus drehen.

Amarna studierte Altorientalistik und Archäologie. Andere Fächer waren für sie nie in Frage gekommen, denn diese waren ihre Welt, solange sie denken konnte. Sie war ein Archäologenkind, aufgewachsen zwischen Tonscherben und Folianten voller Landkarten des Vorderen Orients. Ihre Mitschülerinnen verschlangen Mädchenbücher wie die *Nesthäkchen*-Bände von Else Ury und die *Trotzkopf*-Reihe von Emmy von Rhoden, Amarna hingegen las unter der Bettdecke von den Abenteuern halbgöttlicher Helden aus Uruk und Babylon. Andere Kinder spielten mit ihren Eltern Domino und Mensch ärgere

dich nicht, während Amarna und ihr Vater ihre Sonntage über dem jahrtausendealten Brettspiel aus der sumerischen Stadt Ur verbrachten.

Dass sie Archäologin werden und in die Frühgeschichte des Vorderen Orients eintauchen wollte, hatte immer festgestanden. Nach dem Vorstudium hatte sie sich der Erforschung der Keilschrift zugewandt. Über fünftausend Jahre alt war dieses erste System von Schriftzeichen, das Menschen entwickelt hatten, um in der Welt eine Spur zu hinterlassen. Auch jetzt, nach vier Studienjahren, durchliefen Amarna Schauer, sooft sie die Hände auf jene Spuren legte, selbst wenn es nur Abschriften waren, mit denen sie in Berührung kam. Mit ihren Griffeln hatten die Schreiber versunkener Epochen ihr Stück Unsterblichkeit in Ton geritzt. Amarna konnte sich keine schönere Berufung vorstellen, als einen Funken dieser Unsterblichkeit zu bewahren.

Ihre Magisterarbeit schrieb sie über das *Gilgamesch-Epos*, eine Sammlung von Texten aus Babylon, die als eine der ältesten erhaltenen Dichtungen galt. Amarna liebte Gilgamesch. Sie war eine tüchtige Studentin, die darum kämpfte, in der von Männern beherrschten Sphäre ernst genommen zu werden, doch bei den Geschichten um den jungen König, der auszog, um sich selbst und das Geheimnis des Lebens zu finden, fühlte sie sich noch immer ein wenig wie ein Kind in einer Märchenwelt. Sie konnte sich nicht erinnern, dass jemand ihr je Kinderlieder vorgesungen hatte, aber sie hatte das Zauberlied jener uralten Geschichten gehabt. Dass Merten Professor Geest bewegt hatte, sie über Gilgamesch schreiben zu lassen, war ihr Glück.

Sie würde das Glück wieder genießen, sobald der Zitronenpfannkuchen aus dem Weg war. Vorsichtig legte sie das Buch mit den Faksimile-Drucken auf einen der Stapel, die ihren Ar-

beitsplatz umringten. Seit Wochen schienen diese Stapel beständig aufzuwachsen wie Berge um ein Tal, das immer schmaler wurde. Amarna hatte Berlin nie verlassen und solche Berge nie gesehen, aber der Gedanke daran machte für Sekunden ihre Kehle eng. Sie knipste die Lampe aus und verließ mit schnellen Schritten den Raum.

So spät am Abend war die Philosophische Fakultät der Berliner Universität leer gefegt, und auf den Gängen brannte kein Licht. Amarna hasste die Dunkelheit. Sie rannte die Flure entlang und hatte das beklemmende Gefühl, vor dem Echo ihrer eigenen Schritte zu fliehen. Glücklicherweise war es bis zu Mertens Büro nicht weit. Viel zu heftig klopfte sie an seine Tür.

»Herein?«

Amarna schob die Tür auf und sah Merten am Schreibtisch sitzen. Er war ausgesprochen lang und besaß den trainierten Körper eines leidenschaftlichen Bergsteigers, den er auf abenteuerliche Weise verbiegen konnte. Gewandt schwang er auf dem Stuhl herum und kniff beim Lächeln eine Wange ein. »Sieh an, die Studentin Amarna Brandstätter, drei Stunden nach Vorlesungsschluss. Das kann nur bedeuten, dass ich etwas gestatten soll, was ein normaler Mensch in meiner Position verbieten würde, habe ich recht?«

»Würde ich so nicht sehen.«

»Wirklich nicht?« Merten fuhr sich ins Haar und blieb hängen. Als Kind hatte Amarna ihm einmal einen mit Glitzersteinchen verzierten Kamm geschenkt, über den er sich völlig unangemessen gefreut hatte. Benutzt hatte er ihn allerdings nicht. Sein Haar, das schon damals schlohweiß gewesen war, stand ihm in wirren Wolken um den Kopf.

»Nun schön«, gab sie zu, »ich brauchte eine Genehmigung, um mir drüben im Museum, in den Katakomben, etwas anzusehen, aber warum sollte ein normaler Mensch mir die nicht

geben? Schließlich geht es um meine Arbeit, mit der ich irgendwie weiterkommen muss.«

»Um Gilgamesch?« Über der Nasenwurzel trafen sich Mertens Brauen.

»Um wen wohl sonst?«

»Und dein Vater wäre damit, dass ich diese Genehmigung ausstelle, einverstanden?«

»Warum nicht?«, gab Amarna zurück. »Er hat dich gebeten, mich bei meinen Studien zu unterstützen, wie er selbst es täte, wenn er noch aktiv wäre.«

»Wenn er noch aktiv wäre«, wiederholte Merten. »Ich darf also wieder einmal ausbaden, dass mein Freund Tilman sich aus jeglicher Aktivität zurückgezogen hat.«

Amarna schwieg. Ihr Vater war Altorientalist wie Merten, auch wenn beide ihre bedeutendsten Entdeckungen auf dem benachbarten Gebiet der Ägyptologie gemacht hatten. In der Orient-Gesellschaft gab es Stimmen, die behaupteten, er sei noch begabter gewesen als sein Freund, einer der Großen seines Fachs, dessen Rückzug einen herben Verlust darstellte. Auf die Frage, warum er in seinem Beruf nicht mehr tätig sei, hatte ihr Vater ihr nie eine Antwort gegeben. Amarna war die endlosen Fragen ohne Antworten leid. Sie brauchte Hilfe. Hier und jetzt. Merten gestand freimütig zu, dass sein Talent an das von Amarnas Vater nicht heranreichte. Doch auf ihn hatte sie sich immer verlassen können. »Also Nägel und Köpfe«, sagte er und langte nach einem Schreibblock. »Gegen den Besuch in den Katakomben ist nichts einzuwenden, aber mir ist nicht wohl dabei, dass du in der Dunkelheit allein zur Museumsinsel radelst. Ich sage Paul, er soll Feierabend machen und dich begleiten, in Ordnung?«

Hastig schüttelte sie den Kopf. Paul Vollmer war Mertens Assistent und für Amarna das, was für andere junge Frauen die

beste Freundin war. Außerdem teilte er ihre Leidenschaft für die Frühgeschichte des Vorderen Orients. Amarna war dennoch entschlossen, allein zu gehen, auch wenn sie die Gründe dafür nicht benennen konnte. »Das ist nicht nötig«, sagte sie.

»Was soll mir auf den paar Metern denn passieren?«

Merten verengte die Augen. »Das Volk, das sich da draußen herumtreibt, gefällt mir nicht.«

»Was für Volk? Studenten, die auf ein Bier in eine Kneipe ziehen?«

»Du weißt so gut wie ich, dass ich von dem braunen Abschaum rede, dem man neuerdings nirgendwo in dieser Stadt mehr ausweichen kann.«

Amarna wusste, dass Merten die Nazi-Partei, die er braunen Abschaum nannte, mit allen Mitteln bekämpfte, weil der Rassenhass, den sie mit ihren Parolen anstachelte, ihm zutiefst zuwider war. Er hatte sogar ein Buch gegen den Hass zwischen Völkern geschrieben, obgleich Amarna sich bisher nicht hatte durchringen können, es zu lesen.

Von Politik versuchte sie sich fernzuhalten. Sie verstand nichts davon, und die verwirrenden Vorgänge, die zu Straßenkämpfen, Wirtschaftskrisen und Scharen von Arbeitslosen führten, machten ihr Angst. Sie war in der versunkenen Welt orientalischer Großreiche aufgewachsen wie in einer Stadt mit himmelhohen Mauern. »Der braune Abschaum ist wohl kaum an einem Blaustrumpf interessiert, der zum Arbeiten in ein Museum radelt«, sagte sie zu Merten.

»Täusch dich da nicht.« In seiner Stimme schwang ein bedrohlicher Unterton. »Diese Leute haben bei weitem mehr Feindbilder als Gehirnmasse. Juden, Kommunisten, Armenier und Leute, die sich dem dritten Geschlecht zurechnen, sind nicht die Einzigen, deren Blut sie spritzen sehen wollen.«

»Wieso Armenier?«

»Was weiß ich.« Merten vollführte eine wegwerfende Geste. »Frauen, die kurze Haare tragen und Männern die Studienplätze wegnehmen, sind ihnen jedenfalls ein Dorn im Auge.« »Man kann auch Teufel an Wände malen«, versetzte Amarna patzig. »Was soll ich deiner Meinung nach also tun? Mein Studium an den Nagel hängen, weil es für mich zartes Pflänzchen zu gefährlich ist, mir im Museumsarchiv eine Tafel anzusehen?«

»Wenn du mich fragst, sollst du auf Paul warten«, erwiderte Merten ungerührt. »Aber du fragst mich ja nicht, und du hast sicher auch nicht vor, mir zu erzählen, was für eine ominöse Tafel du dir um jeden Preis um diese Uhrzeit ansehen musst.«

Amarna hätte ihm sagen können, nach welcher Tafel sie suchte, sie hatte eine völlig plausible Erklärung zu bieten. Warum sie stumm blieb, war ihr ein Rätsel. So albern es war, scheute sie sich, den Namen der Stadt auszusprechen, aus der die Tafel stammte.

Merten kritzelte ein paar Zeilen auf seinen Block, riss das Blatt ab und reichte es ihr. »Tu, was du nicht lassen kannst. Versuch nur gelegentlich daran zu denken, dass dein Vater es nicht überleben würde, wenn dir etwas passiert.«

»Mir passiert nichts.«

»Das ist die ewige Überzeugung der Jugend.«

»Du bist ein Schatz, Merten.« Sie blies ihm eine Kusshand zu und war im nächsten Moment aus der Tür.

Die Museumsinsel, ein Streifen Land in der Spree, auf dem sich ein Museum ans andere schmiegte, war für Amarna der schönste Ort in ganz Berlin. Das neueste Gebäude war gerade fertiggestellt worden, das Pergamonmuseum, ein Prunkbau, der würdig genug war, die Kunstschatze, die deutsche Archäologen aus dem Vorderen Orient nach Berlin geschafft hatten, zur Schau zu stellen.

Bereits in den letzten Jahren des Kaiserreichs hatte der Architekt Alfred Messel, der auch das Kaufhaus Wertheim in der Leipziger Straße entworfen hatte, mit der Planung des ehrgeizigen Baus begonnen. Es war jedoch eine Zeit, in der die Weltgeschichte sich zu überschlagen schien, und ihre Ereignisse hatten die Arbeiten immer wieder aufgehalten. Krieg und Regierungswechsel sorgten ebenso für Unterbrechungen wie die Wirtschaftskrise und der ständige Geldmangel. Nur drei der vier geplanten Flügel waren schließlich verwirklicht worden, aber das Museum bot dennoch Raum genug, um sowohl das Ishtar-Tor aus Babylon als auch den Altar von Pergamon in ihrer ganzen imposanten Größe zu beherbergen.

So monumental, wie sie einst in ihrer Heimat die Landschaft überragt hatten, türmten sie sich jetzt unter der Glaskuppel des Pergamonmuseums. Seine Eröffnungsfeier im Oktober war das Kulturereignis des Jahres gewesen, zu dem führende Köpfe aus Politik und Wirtschaft zusammengeströmt waren. Paul und Amarna, die in den Genuss von Mertens Einladungskarte gekommen waren, hatten sich auf den Stufen des Riesentempels wie Ameisen gefühlt.

Würden Menschen jemals wieder so gigantisch, so einschüchternd bauen wie vor Jahrtausenden im Vorderen Orient? Paul



hatte Amarna in den Gloria-Palast am Ku'damm geschleppt, um ihr den Film *Metropolis* zu zeigen – Hochhäuser wie moderne Türme von Babel, die an den Toren des Himmels kratzten und das Gewölbe zum Einsturz bringen mochten. Amarna hatte das Kino verlassen, hatte Unwohlsein vorgetäuscht, um die Wahrheit vor Paul zu verbergen. Die Wolkenkratzer machten ihr Angst, sie riefen die Bilder der Alpträume wach, die sie in etlichen Nächten quälten.

Die Monumentalbauten der Vergangenheit flößten Amarna ebenfalls Furcht ein, aber zugleich war sie nach ihnen süchtig. Auf seltsame, beinahe gespenstische Weise fühlte sie sich zwischen ihnen zu Hause, während die vor Menschen wimmelnden, grell beleuchteten Straßen ihrer Heimatstadt ihr fremd blieben.

Der Novemberhimmel war wolkenverhangen, und weder Mond noch Sterne zeigten sich. Dennoch wurde es in Berlin nie dunkel, schon gar nicht im vor Leben sprudelnden Bezirk Dorotheenstadt, der das Herz der Metropole bildete. Die ersten Nachtschwärmer traten in lärmenden Trauben ihren Zug durch Lokale und Amüsierstätten an, während die letzten Arbeiter von ihrer Schicht in den Fabriken nach Hause trotteten. Amarna, die leidenschaftlich gern Rad fuhr, trat kräftig in die Pedale und überquerte die Brücke über die ölschwarz glänzende Spree. Noch in der Fahrt sprang sie vom Rad und lehnte es an die Mauer neben dem Eingangsportal des Museums.

Sie hatte das altersschwache Gefährt ihrem Postboten abgeschwatzt, da ihr Vater ihr in seiner ewigen Sorge keines hatte kaufen wollen. Das Postbotenrad war zu klapprig, um gestohlen zu werden, was ihr die Mühe mit einem Schloss ersparte. Der Pförtner döste mit halbgeschlossenen Augen in seiner Loge. Von dem Zigarettenstummel, der ihm von den Lippen hing, flockte Asche. Amarna kannte ihn von früheren Besu-

chen und hätte ihn gern mit Namen angesprochen, doch ihr Namensgedächtnis war die reinste Katastrophe. So grüßte sie ihn lediglich knapp, hielt das Papier, das Merten ihr gegeben hatte, vor das Sichtfenster und wollte die Stufen hinaufhasten. In dem Moment aber schreckte der Mann aus seinem Dämmerzustand. »He, Männekin, habense mal jekiekt, wie spät es ist? Kommense morgen wieder. Das alte Gelump wird Ihnen schon nich' wegflitzen.«

Amarna drehte sich um.

»Ach du liebe Zeit«, sprudelte der Pförtner heraus. »Det is ja 'n Mädchen.«

»Und eines mit Sondergenehmigung«, versetzte Amarna und zeigte ihm noch einmal ihr Papier.

Schwerfällig stemmte der Mann sich vom Schemel und trat aus dem verglasten Kasten. Er zupfte Amarna das Papier aus der Hand, stellte sich unter die Laterne am Logendach und begann mit übertriebener Beflissenheit die paar Zeilen zu lesen.

»Runter in die Unterwelt wollense«, brummte er endlich.

»Und dit kurz vor zehne. Na wat soll's, muss ja schließlich ooch Verrückte geben. Aber das Haupttor mach' ick dafür nich' noch mal auf.« Er bedeutete Amarna, ihm zu folgen, und schlurfte schlüsselklappernd um den Gebäudeflügel herum.

Der Hof war menschenleer, und die Gaslaternen von der Straße spendeten kaum Licht. Umständlich entsperrte er eine niedrige Tür. »Bitte sehr. Da hamse unsere Katakomben janz für sich alleene. Aber nachher wieder abschließen, verstanden? Nich' dat uns einer über Nacht den alten Krempel klaut.«

Er löste den Schlüssel vom Bund und drückte ihn Amarna in die Hand. Dann drehte er sich um und schlurfte den Weg zurück. Amarna atmete tief durch, setzte einen Schritt in das stockfinstere Gebäude und tastete an der Wand nach dem Kippschalter. Ihre Angst vor der Dunkelheit war ihr genauso

zuwider wie ihre übrigen sinnlosen Ängste. Sie passten nicht zu dem Bild, das sie von sich hatte, zu der forschen Studentin, die sich in einer Männerwelt nicht die Butter vom Brot nehmen ließ.

Den Kippschalter fand sie nicht, wohl aber das Geländer über den Stufen, die hinunter in die Kellerräume führten. Dort unten waren jene Gegenstände archiviert, die im Museum nicht gezeigt wurden, weil es an Platz fehlte, weil sie der Restauration bedurften oder weil ihre Erforschung nicht abgeschlossen war. Von vielen kannte man nicht mehr als den Fundort, und ob es je gelingen würde, ihnen ihre Geheimnisse abzutrotzen, stand in den Sternen.

Der Name Katakomben, den die Berliner dem Kellergewölbe verpasst hatten, traf wie die Faust aufs Auge. Gänge und Säle mit niedrigen Decken, unter denen Heizungsrohre verliefen, bildeten ein Labyrinth, in dem ein Besucher sich im Handumdrehen verirren konnte. Für Archäologen war dieser Irrgarten jedoch eine Schatztruhe, ein Hort, in dem unschätzbare Fundstücke, die aus den entlegenen Grabungsorten nach Berlin gelangt waren, aufbewahrt wurden. Sich vor diesem Ort zu fürchten war lachhaft! War sie nicht hier wie nirgendwo sonst in ihrem Element?

Amarna ignorierte das Hämmern ihres Herzens und zwang sich, die Stufen hinabzusteigen. Auf der letzten stolperte sie, fing sich an der Wand ab und ertastete den ersehnten Schalter. Trübes Licht verbreitete sich im Raum. Konturen von Schub-schränken und Regalen schälten sich aus verblassendem Dunkel. Dazwischen ragten Fragmente von Reliefs, Säulen und Skulpturen auf. Ein mannshoher Falke aus schwarzglänzendem Marmor hob die Stümpfe zerbrochener Flügel. Jahrtausendealte Augen aus grellrotem Karneol starrten Amarna entgegen.

Seit der Eröffnungsfeier vor sechs Wochen war sie mehrmals hier gewesen, aber noch nie nach Toresschluss, wenn Wärter und Schaulustige das Museum sich selbst überließen. Der Gedanke, mit dem Objekt ihrer Begierde allein zu sein, jagte ihr einen Schauer über den Rücken. Die Tafel barg eine Bedrohung, war ein Schlüssel in eine Kammer, von der sie nicht wusste, ob sie sie betreten wollte. Dennoch musste sie sich ihr stellen. Wie in ihren Alpträumen hatte sie keine Wahl.

Wenn sie Pech hatte, war der Gegenstand nicht einmal katalogisiert, obwohl er vor dem Weltkrieg gefunden worden war. Durch Krieg und Revolution war das Gefüge durcheinandergeraten. Die Museumsinsel, die ein Lieblingskind des Kaisers gewesen war, hatte neu organisiert werden müssen. Dabei waren die berühmtesten Stücke, allen voran die ägyptische Sammlung, als Erstes erfasst und geordnet worden, während die Zeugnisse weniger bekannter Kulturen sich in Geduld fassen mussten.

Die Kultur, nach der Amarna suchte, schien vollständig auf der Strecke geblieben. War es nicht unglaublich, dass ihr dieses Volk in all den Jahren, die sie sich mit der Geschichte des Vorderen Orients beschäftigte, nie über den Weg gelaufen war? Warum sprach ihr Vater nicht darüber, warum hatte Merten sie nie auch nur mit einem Wort erwähnt? Es kam ihr vor, als wäre das Weltreich, das es an Macht und Größe mit dem ägyptischen aufnehmen konnte, sang- und klanglos in der Vergessenheit versunken, aus der es gerade erst für eine Handvoll Sekunden aufgetaucht war.

Die Archäologin in Amarna erwachte, und Neugier errang den Sieg über die Furcht. Sie hastete durch den schlecht ausgeleuchteten Saal, schob sich an Regalen vorbei, die ihr die Sicht versperren, und gelangte an eine Tür, die nach links in einen Nebenraum führte. Hier waren an deckenhohen Schienen die

Katalogbögen der einzelnen Objekte eingehängt. Wenn die gesuchte Tafel erfasst war, musste sie in diesem Verzeichnis aufzufinden sein. In dem Augenblick, in dem Amarna das Licht einschaltete, spürte sie hinter sich eine Bewegung. Sie erschrak bis ins Mark.

Das Huschen war so leise, dass es auch von einer Maus hätte stammen können. Aber es stammte von keiner Maus. Amarna fuhr herum, und der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Auf der anderen Seite des Saales machte sie eine Gestalt aus, die hinter einem Metallschrank verschwand. Stockstarr blieb sie stehen und vernahm nichts als ihren rasenden Herzschlag. Auch der Mensch, der ihr gegenüber im Zwielflicht lauerte, musste in Reglosigkeit erstarrt sein. Von seinem Körper war nichts mehr zu sehen, doch sein langer, schmaler Schatten fiel in den Gang zwischen den Regalen.

Amarna saß in der Falle, wie es ihr so oft in ihren Alpträumen geschah. Sie wollte sich zur Kugel zusammenrollen und wusste doch, sie konnte dem Grauen nicht entgehen. Nur würde sie diesmal nicht schweißnass und keuchend vor Erleichterung aufwachen, sondern gefangen bleiben. Sie konnte den Mann nicht sehen, war aber sicher, dass er sie sah. Ob sie nach vorn oder hinten zu fliehen versuchte, er würde in jedem Fall schneller sein.

Zwei Gänge weiter überragte eine assyrische Götterskulptur mit Kinnbart und drohend geweiteten Augen alle übrigen Objekte. In ihrem von Angst gepeinigten Hirn nahm der Fremde dieselbe Gestalt an – überlebensgroß und von einer Kraft, die nicht menschlich war. Sie musste etwas tun. Ihr Herz hämmerte wie ein kleines lebendiges Tier in ihrer Brust und würde andernfalls zerspringen.

»Was machen Sie hier?«, hörte sie sich rufen. Ihre Stimme klang vor Angst verzerrt, doch die Worte waren immerhin

verständlich. Auf den Regalbrettern erzitterten die Scherben von Tongefäßen. »Ich bin nicht allein«, rief Amarna. »Meine Kollegen kommen gleich nach. Wenn Sie nicht auf der Stelle verschwinden, holen wir die Polizei.«

Amarna hielt den Atem an und wartete. Einen Herzschlag lang geschah nichts, dann bewegte sich der Schatten, und die Gestalt löste sich von dem Schrank, hinter dem sie versteckt gewesen war. Der Mann hob die Hände. »Ich habe nur etwas gesucht. Von mir droht Ihnen keine Gefahr.«

Lautlos durchquerte er den Gang in Richtung Treppe. Dabei hielt er die Hände erhoben, wie um seine Wehrlosigkeit zu unterstreichen, und sah Amarna unverwandt an. Von der Schwere des Götterbildes hatte er nichts an sich, eher von der sehnigen Schlankheit einer Jünglingsdarstellung aus dem klassischen Griechenland. Fremdartige Schönheit, die weh tat, weil sie in all ihrer Stärke zerbrechlich war.

Ihre Feststellung ließ sie stutzen. Es gab durchaus Männer, die sie attraktiv fand, aber dass er schön war, hatte sie nie zuvor von einem Mann gedacht. Schön waren Bauwerke, Texte und Kunstgegenstände vergangener Epochen, Tutanchamuns Totenmaske und der bronzene Jüngling von Antikythera, aber kein Mann aus Fleisch und Blut.

Der Fremde trug keinen Mantel, nur einen dunklen Anzug, der den klaren Linien des Körpers, den geraden Schultern und den langen Beinen stand. Von seinen Zügen konnte Amarna sich nicht lösen. Schräggestellte Brauen und Lider über weit geöffneten Augen, hohe, geschwungene Jochbeine, der Mund groß, die Lippen wie mit der Feder gezeichnet. Sein Haar war sehr schwarz, sein Deutsch von einem leicht singenden Akzent gebrochen, aber fehlerfrei.

»Warten Sie!«

Vor der Tür zur Treppe blieb er stehen.

»Was haben Sie hier gesucht?«

Er ließ die Hände sinken, fuhr aber fort, Amarna geradewegs ins Gesicht zu sehen. Solche Direktheit hatte etwas Unverschämtes, und dennoch wich sie nicht aus. Sein Blick aus weiten Augen flackerte, berührte sie und brannte sich ein. »Etwas, das mir gehört«, sagte er.

»Sie reden Unfug. Die Gegenstände, die hier aufbewahrt werden, gehören den Berliner Museen. Wenn Sie etwas gestohlen haben, muss ich Sie der Polizei melden.«

»Natürlich!« Wie zum Lachen warf er den schönen Kopf auf. Aber er lachte nicht. »Meinesgleichen ist Diebsgesindel, ohne Ansehen der Person, nicht wahr?«

»Was glauben Sie denn?«, herrschte Amarna ihn an. »Sie dringen unbefugt bei Nacht in ein öffentliches Gebäude ein und wollen behandelt werden wie ein Ehrenmann?«

»Aber nicht doch«, erwiderte er seidenweich und bedrohlich zugleich. »Ich weiß nicht einmal, was ein Ehrenmann ist. Trotzdem ist mir mein Hals lieb. Wenn ich mich strafbar mache, dann nicht ohne Grund.«

»Und wer sagt Ihnen, dass Ihr Grund gut genug für mich ist?« Amarna verstand sich nicht. Weshalb debattierte sie mit diesem Eindringling herum, statt ihm ins Gesicht zu werfen, er solle sich zum Teufel scheren?

»Mein Grund ist gut genug«, erwiderte er. »Und wie steht es um Ihnen?«

»Ich habe eine Genehmigung«, versetzte Amarna und hielt Mertens Schreiben in die Höhe.

Der Fremde zupfte sich am Ohrläppchen. Etwas an der Geste erschien Amarna vertraut. »Ich verstehe. Wer in Deutschland ein Papier vorzeigen kann, braucht keine Gründe mehr.«

»Ich suche eine Tontafel!«, fauchte sie und verstand sich noch weniger. Vor Merten blieb sie stumm wie ein Fisch, vor Paul

hatte sie die Tafel mit keinem Wort erwähnt, und vor einem dubiosen Fremden verspürte sie den Drang, sich zu erklären? »Sie enthält eine Version des *Gilgamesch-Epos*«, fuhr sie fort. »Keilschrift in einer Sprache, die erst vor fünfzehn Jahren entschlüsselt worden ist. Ein paar Jahre zuvor wurde diese Tafel gefunden. Sie stammt aus einer nahezu unbekanntem Riesenstadt in Zentralanatolien ...«

»Hattuša«, sagte der Fremde mit seiner Stimme, die etwas Einlullendes, Gefährliches hatte und die Amarna schön fand. Sie hätte sich im Klang dieser Stimme zusammenrollen wollen wie in einer Kuhle im sonnenwarmen Sand.

»Woher wissen Sie das?«

»Wir suchen dasselbe«, sagte er und sandte ihr einen weiteren Blick unter halbgesenkten Lidern, an dem sie sich festhalten wollte, aus welchen Gründen auch immer. In der Dunkelheit wirkten seine Augen beinahe schwarz.

»Weshalb interessiert Sie die Tafel?«

Er zuckte eine Schulter. »Sie finden sie im nächsten Saal. Hinter dem steinernen Flügel der Sphinx steht ein Schubschrank, und im dritten Schub von unten liegt die Tafel. Gehen Sie sorgsam damit um. Ich weiß, es klingt ziemlich pathetisch, aber sie ist mit Blut bezahlt.«

»Bleiben Sie stehen!«, rief Amarna, als sie sah, wie er einen Fuß auf die Treppe setzte, so dass die Hälfte seines geschmeidigen Körpers hinter der Wand verschwand. Hatte sie nicht alles getan, um ihn zu vertreiben? Warum versuchte sie jetzt, ihn aufzuhalten? Sie hätte laufen und ihn am Jackett packen wollen, so dringlich wünschte sie sich, dass er blieb. Ein verrückter Drang erfasste sie. Sie wünschte sich, diesem Fremden zu erzählen, was sie denen, die zu ihr gehörten, verschwieg, ihre Alpträume, ihre Ängste, sie war auf einmal sicher, das alles habe mit der Stadt namens Hattuša zu tun.



»Kommen Sie zurück!«, rief sie. »Erzählen Sie mir, was Sie von Hattuša wissen!«

»Dasselbe wie Sie«, sagte er und tauchte im Treppenhaus unter. »Gute Nacht.«

### 3

**A**marna ist wo?«

»Sie sind nicht taub, Paul«, erwiderte Merten Schobert, ohne von seinem Skript aufzublicken. »Sie haben perfekt verstanden, was ich gesagt habe: Amarna ist ins Pergamonmuseum gefahren, um einen Verweis zu prüfen.«

Paul ballte die Fäuste, um dem Zittern, das seinen Körper befallen hatte, Einhalt zu gebieten. Merten Schobert war sein Doktorvater, sein Vorgesetzter und sein Idol. Auf keinen Fall wollte er ausgerechnet vor diesem Mann die Kontrolle über seinen Jähzorn verlieren. »In Ordnung«, entgegnete er so beherrscht wie möglich. »Ich verstehe nur nicht, weshalb Sie ihr nicht gesagt haben, sie solle auf mich warten.«

»Ich habe es ihr gesagt«, erwiderte Schobert. »Und was hätte ich Ihrer Ansicht nach tun sollen, als sie sich weigerte? Sie in Ketten legen?«

Von neuem durchlief Pauls Körper das Zittern, gegen das er sich machtlos fühlte. Warum war er mit diesem Übel geschlagen? Er war Doktorand der Altorientalistik und vorderasiatischen Archäologie, zivilisierter Westeuropäer des 20. Jahrhunderts, Pazifist und Gegner der Todesstrafe. Sooft ihn jedoch dieser Jähzorn überfiel, fühlte er sich seinen Vorfahren, die Konflikte mit Fäusten und Äxten gelöst hatten, beängstigend nahe. Er hasste den Dämon in sich, das Erbe seines verhassten

Vaters, die Furcht, nicht einschätzen zu können, zu welchem Wahnsinn er fähig war. Davon abgesehen war Merten Schobert der letzte Mann, der solchen Zorn von ihm verdiente.

Der Professor machte keinen Hehl daraus, dass er ihn anderen Studenten vorzog, obwohl Paul keiner Familie von Akademikern entstammte und sich sein Studium mühsam verdienen musste. Nach dem Magister hatte Schobert ihn als Assistenten eingestellt und es ihm dadurch ermöglicht, sich zur Promotion zu melden. Paul hatte sich auf assyrischen Städtebau spezialisiert, und auf diesem Gebiet war Schobert eine anerkannte Größe, obwohl er als Archäologe lediglich in Ägypten unterwegs gewesen war. Mit seiner Förderung verschaffte er Paul Einblick in Forschungsergebnisse, die ihm andernfalls versperrt geblieben wären.

Trotz alledem stand Paul jetzt in Schoberts Büro und zitterte vor Zorn. Der Grund dafür hatte mit Archäologie nichts zu tun. Es ging nicht um wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern um das älteste Gefühl der Menschheit. Paul Vollmer liebte Amarna Brandstätter.

Unter seinen Kameraden galt er als schwerblütig und nüchtern. Während er über die Schönheit der Nofretete-Büste ins Schwärmen geriet, ließen lebende Schönheiten ihn unberührt. Mit Amarna aber stand die Sache anders. Amarna war seine Gefährtin, die Hälfte seiner Seele, die er verloren und wiedergefunden hatte. Er wollte keinen Flirt, sondern ein Leben mit ihr, eine Zukunft, in der er seine trübselige Kindheit vergessen konnte. Merten Schobert war klarsichtig genug, um das zu spüren, und Paul wurde die Furcht nicht los, dass Merten ihn zwar als Archäologen schätzte, dass er ihm als Bewerber um seine Patentochter jedoch nicht gut genug war.

Amarna war Tilman Brandstätters Tochter. In Fachkreisen hieß es, Schobert habe nie verwunden, dass sein gefeierter Freund sich aus der Orient-Gesellschaft zurückgezogen hatte.

Zum Ausgleich stellte er sich als selbsternannter Hüter vor dessen Tochter wie die Sphinx vor die Chephren-Pyramide. Was versprach er sich davon? Hoffte er, irgendein morgenländischer Märchenprinz werde in den Hof der Universität einreiten und Amarna zur Braut begehren? Nun, dann würde er begreifen müssen, dass Amarna eine moderne Frau von 1930 war, die sich ihren Ehemann selbst wählen würde, wie sie ihr Studienfach gewählt hatte.

»Ich fahre Amarna nach«, sagte Paul. »Sie können mich nicht daran hindern.«

Schobert machte sich eine Notiz auf seinem Skript. »Und wie kommen Sie darauf, dass ich Sie hindern möchte?«

»Nun ...« Mehr als die kümmerliche Silbe fiel ihm nicht ein.

»Sie irren sich«, erklärte Schobert. »Mir wäre es ganz recht, wenn Sie sich ansehen würden, was sie da eigentlich treibt.

Um es geradeheraus zu sagen: Ich mache mir Sorgen um sie.«

»Weil sie drüben auf der Insel einen Verweis prüft?«, fragte Paul. »Das Pergamonmuseum ist wohl kaum ein Sündentempel, in dem ihr unaussprechliche Gefahren drohen.«

Endlich blickte Schobert von seinen Notizen auf. »Meine Sorge ist fachlicher Natur«, erwiderte er. »Ich habe die Befürchtung, sie könnte das Wesentliche aus dem Fokus verlieren. Meiner Ansicht nach geht sie nicht systematisch genug vor, sondern lässt sich von spontanen Einfällen leiten. Was will sie zum Beispiel jetzt im Museum? Wenn sie Originale der Gilgamesch-Tafeln einsehen möchte, müsste sie ja wohl nach London fahren, denn bei uns wird sie dazu schwerlich etwas finden.«

»Amarna ist jung«, sagte Paul, der siebenundzwanzig und damit vier Jahre älter war. »Sie braucht mit ihrer Arbeit doch nicht morgen fertig zu werden, sondern kann sich Zeit nehmen und ein bisschen herumstöbern, ehe sie sich entscheidet, was sie will.«

»Professor Geest ist anderer Meinung«, erwiderte Schobert.  
»Vergessen Sie nicht, dass Amarna eine Frau ist.«  
Paul hatte Mühe, nicht aufzulachen. »Sie können mir glauben, das vergesse ich nicht.«  
»Die Freiheiten, die wir Männer uns als Studenten nehmen durften, bleiben den Frauen versagt«, fuhr Schobert fort, als hätte Paul nichts gesagt. »Wenn Amarna keine Ergebnisse vorweist, wird ihr der Ast in Windeseile abgesägt.«  
»Ich verstehe«, murmelte Paul. »Wenn ich ihr bei ihrer Arbeit helfen kann, tue ich das natürlich gern. Gilgamesch ist ja keine allzu komplizierte Materie.«  
»Zumindest solange man keine daraus macht«, brummte Schobert. »Ich stelle Ihnen für das Museum eine Genehmigung aus, auch wenn Pförtner Gruber mich demnächst in seiner Pfeife rauchen wird.« In seiner großen, lässigen Schrift warf er ein paar Zeilen aufs Papier. »Halten Sie Ihr Herz im Zaum«, sagte er, als er Paul den Bogen übergab.  
»Ich glaube, ich verstehe Sie nicht.«  
»Und ich glaube, das tun Sie sehr wohl«, erwiderte Schobert.  
»Sie sind der begabteste Student, der mir in zwanzig Jahren untergekommen ist, und Sie haben das Zeug, ein ausgezeichneter Archäologe zu werden.«  
»Vielen Dank.« Das Kompliment rutschte die Kehle hinunter wie Öl, aber der Stachel blieb. »Darf ich fragen, was das mit meinem Herzen zu tun hat?«  
»Die Frage können Sie sich selbst beantworten«, sagte Schobert. »Amarna ist eine gutaussehende Frau, und niemand verübelt Ihnen, dass Sie ein Auge auf sie werfen. Ich rate Ihnen lediglich, auf dem anderen nicht zu erblinden.«